

# Sylter Balladen

Autor(en): **Meyer, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **7 (1965)**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-971743>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Sylter Balladen

von Arthur Meyer

## Blaue Stunde am Meer

Dies ist die blaue Stunde am Morgen;  
die sanfte Stunde des Morgenwindes, wenn die  
Häuser noch schlafen.

Sanft weht er über die Heide, über die Strohdächer,  
die sich zum braunen Boden hinducken.

Meine Füße sind nackt. Im weichen Grunde  
der Heide wandeln sie auf Gängelpfaden  
gegen die Dünen, hinter denen das Meer noch  
seinen Schlafgesang singt.

Leise rauschend ziehen die Wellen ihre Korallenschleppe  
von den Sandhügeln ins aufdämmernde Licht.

Eine Möwe kreist, vom Winde getragen, über  
den Wogen,  
die den einsamen Wanderer begrüßen.

Noch hat kein menschlicher Fuß den Sandstrand  
betreten.

Keusch liegt er da wie am ersten Morgen des  
Lebens.

Vom Schöpfungsatem umweht, steige ich in  
die salzige Flut, die das heiße Herz, die Brust  
und die Arme an sich zieht.

Dann, völlig hingegen dem Element,  
schwimme ich hinaus,  
lasse mich tragen, den Blick dem Unendlichen  
zugewandt.

Ein Schrei! Ich blicke zurück. Eine Fahne  
wird am Strande gehißt.

Der Strandwarter ruft. «Kehr um! Ebbe! Laß  
dich nicht ziehn!»

Ich höre ihn nicht, ich deute es nur.

Und nun greife ich aus, um gegen die Strömung  
zu kämpfen, zum Lande, zu den Dünen  
zurück. Den Buhnen entgegen, die ihre schwarzen  
Eisenzähne dem Meerboden entrecken.  
Greife aus mit Armen, die ihre letzten Kräfte  
hingeben. Eine Welle noch, zwei, gilt es mit  
ihnen zu brechen. Dann, endlich, fühle ich  
wieder Grund unter den Füßen. Stehe, blicke  
um mich, mit ausgehöhlten Augen, welche die  
blaue Stunde in sich getrunken, versunken im  
Morgenlicht.

Langsam steige ich zum Strand, dann hinauf  
zu den Dünen.

Eine Möwe nur kreist über mir, bis sie der  
Wind plötzlich wieder zum Meer zurückträgt.  
Blau ist der Morgen. Erschauernd senkt er sich  
auf die erwachende Erde hinab. Über dem  
Strohdach, unter dem ich wohne, ist ein  
weisses Räuchlein zu sehen. Die Frau wartet am  
Herdfeuer auf mich. Mir ist, als kehre ich  
wie neugeboren aus der Schöpfung der blauen  
Stunde zurück.

«Da hast du mich wieder!» sage ich, als hätte  
ich eben nur den Morgen begrüßt.

## Die Stimme

Als ich auf den Friedhof kam, hast du gelacht.

Es war mir, als sei ich plötzlich erwacht.

Ich hörte deine Stimme von oben herab:  
«Glaubst du wirklich, ich sei hier in einem Grab?»

Wie bist du noch immer so erdenblind und irrst zwischen den Gräberreihn!

Mich drückt kein Hügel und auch kein Stein,  
meine Seele lebt weiter im Inselwind.

Noch immer bin ich der Heide Kind.

Die Dünen, das Watt und das weite Meer,  
sie weben ein lichtiges Kleid um mich her.

Im Sternenglanz, im Mondenschein  
kehre ich noch immer bei euch ein.

Im Sturme sing ich mein stolzes Lied.

Wie ist mir leicht, seit ich von der Erde schied!

O glaub mir, es ist keine Träumerei, ich fühle  
mich glücklich, ich fühle mich frei.

Was immer mich einst an die Erde band, es  
war nur mein irdisches Staubgewand.

Jetzt sehe ich über das Leben hinaus.

Ich lebe in einem größeren, freieren Haus.

Hier gibt es nicht Riegel, hier gibt es nicht  
Tor.

Wie neugeboren kam ich aus meinen Hüllen  
hervor.

Sei glücklich und trauere nicht um mich.

Ich rufe dich einst, wie meine Mutter mich  
rief.

Eines Nachts stand sie mit drei Schafen unter  
der Tür.

Sie winkte mir leise. Dann folgte ich ihr.

Sie führte mich in einen wunderbaren Stall.  
Da standen die Tiere, die ich gemolken, ge-  
schoren, gekost und gepflegt.

Ein jedes von ihnen schien unbewegt. Doch  
sobald sie meine Stimme vernahmen, da kamen  
sie alle auf mich zu.

Fast achtzig Jahre hatte ich unter ihnen ge-  
lebt; eine ganze Herde war es, die ich geliebt.

Die Mutter ließ mich mit den Schafen allein.  
«Da hast du sie wieder», sagte sie und ging  
hinaus in den Mondenschein.

Jetzt folgen sie mir, wohin immer ich geh.

Und es sind nicht nur die Schafe allein! Die  
Gänse, die Hühner, ja selbst die Fische wollen  
um mich sein.

Ich weiß nicht, was das ist, aber ich bin nie-  
mals allein.

Was immer ich liebte, pflegte, verband: es  
webt weiter an meinem neuen lichten Ge-  
wand. Ja, jeder Gedanke, den ich einem kran-  
ken Nachbar geschenkt, der wob sich hinein  
in mein himmlisches Kleid.

Und nun, leb wohl, und geh deines Wegs. Sei  
freundlich und gut mit jedem, der deiner  
bedarf.

So wächst du schon jetzt über die Erde hinaus  
und wirst Bürger im lichten himmlischen  
Haus.» — —

Die Stimme entschwand. Ich ging getröstet  
hinaus.

Der Friedhofgärtner schloß hinter mir die  
Tür. Er blickte mir nach, als wollte er sagen:  
«Was ist nur mit dir?»

Ich drehte mich um und lächelte ihm zu:

«Ich suchte ein Grab, das ich nicht fand. Aber  
nun laß mich in Ruh.»

## Autoballade

Mitten durchs Kornmeer, von Milliarden  
von gelben Halmen umbrandet,  
grad wie ein Lineal,  
wie ein dünner schwarzer Strich, der im Mond-  
licht verblich, liegt die Autostraße.

In der Nacht ist nichts als das Singen der  
Wagen,  
Motorengesang, Jauchzen, donnerndes Rau-  
schen, Verklingen, Verebben zu hören.

Wie Geisterfinger leuchten die Scheinwerfer  
auf, versinken ins Nichts.

Einerlei, wer immer es sei, vorüber, vorbei.

Es gibt keine Zeit.

Nur das endlose Donnern und Rauschen der  
Wagen,  
die Unbekannte ins Dunkel jagen.

Motorengeheul wie die Brandung des Meeres.

Man gewöhnt sich daran.

Man läßt sich nicht stören.

Nur einmal, ein leiser Knall,

zur Seite geschlagen,  
man weiß nicht, was es war.

Der Wagen rast weiter,  
der Fahrer ist heiter,  
er litt keinen Schaden.

Die Straße ist nichts als ein schwarzer Strich,  
der im Blitzlicht im Dunkel hinter ihm wich.

Doch auf der Straße, da krümmt sich etwas  
wie ein halb zerschnittener Wurm.

Auf Händen und Knien schiebt sich's dem  
Kornfeld entgegen.

Erschöpft und erschlaft bleibt es liegen,  
nur von einigen Halmen bedeckt, die sich dar-  
über wiegen.

Vorbei rasen Wagen.

Nur ein dünner feuchter Strich, ein schleimiger  
Faden

wie von einer Schnecke gezogen: das ist alles.

Vorüber, vorbei, einerlei was es auch sei.

Es hält hier kein Wagen. Es gibt nichts hier zu  
sehen,  
keine Grimasse in der ekligen braunen Masse,  
die zerknüllt  
am Wegrande, am Rande des Kornfeldes liegt.

Nicht einmal der Mond tritt aus seinem Hofe  
hervor, sein Auge umschleiert von Trauer-  
flor. Denn auch der Mond hat auf Erden  
nichts mehr zu sagen. Sein Licht ist verblaßt  
unter den Scheinwerfern der Wagen.

Sie alle rasen vorüber, vorbei,  
was immer es sei.

Auch ein Priester ist dabei, die heiligen Sa-  
kramente im Wagen, zur letzten Ölung eines  
Kranken gerufen. Da gibt es kein Halten, da  
gibt's nur ein Jagen, denn wer dürfte es wa-  
gen, der beruflichen Pflicht nicht zu gehor-  
chen? Was immer es sei, das da am Wegrande  
lag, er rast vorbei. Mag der Nächste hinter  
ihm halten!

Doch keiner hält an auf der Autobahn. Man  
darf es nicht wagen, hier plötzlich zu stoppen,  
schon rast ein anderer in dich hinein. Wohin  
dann mit Leber und Bein?

Auch ein Wohltäter und Menschenfreund mit  
seinem vollkraftigen Wagen hat etwas gesehen,  
das am Wegrande lag. «Doch sag», rechtfertigt  
er sich vor seinem Gewissen, «ich werde be-  
reits mit Verspätung zur Sitzung der Aktio-  
näre erwartet, die alljährlich ihre Dividenden  
ausschüttet, ein Prozent davon auch für die  
Armen, Invaliden, Blinden und Kranken, die  
sich dafür durch ihre Vorstandsmitglieder ge-  
bührend bedanken.»

Vorüber, vorbei, was immer es sei. Es krümmt  
ihm kein Haar, sein Gewissen ist sauber, seine  
Gedanken sind klar; er hat noch nie einen  
Hund überfahren und ist doch schon nah an  
den siebziger Jahren.

Auch nach ihm jagen endlos Wagen vorbei.

Lastwagen, Überlandfahrer mit genauen Ter-  
minen. Keiner von ihnen kann sich erlauben,  
zu bremsen und auf den schwarzen Schatten

zu blicken, der falb im entschwindenden  
Mondschein liegt.

Schon dämmert mählich der Morgen heran.  
Die Geisterfinger der Wagen kommen nicht  
mehr gegen das Tageslicht an. Sie verblassen  
mit schlechtem Gewissen auf den glitschigen  
Straßen, welche die Autobahn kreuzen. —

«Na, was ist denn das?»

Ein Arbeiter auf rostigem Fahrzeug hält an.  
Und steigt ab.

Er beugt sich zu dem dunklen Schatten her-  
nieder. Er faßt ihn an. Es ist wie ein Sack.  
Er wendet das Pack.

Er erschauert und starrt.

Ein zermalmter Mund voll geronnenem Blut.  
Ein verquollenes Auge.

Dann gibt er sich einen Schlag.

Wer immer es war, wer immer es sei, einerlei,  
es war einer wie du, einer wie ich, der hier  
im Mondlicht unter den wogenden Halmen  
des Kornfelds verblich. Eine Stunde, vielleicht

auch zwei. Jetzt ist er nichts mehr als eine  
Masse von Brei.

Er schleppt den Toten ins Kornfeld hinein  
und deckt ihn mit Halmen. Und rollt einen  
Stein an den Straßenrand als Malzeichen.  
Denn von der blutigen Spur, die der Verbli-  
chene hinter sich ließ, blieb nichts als ein roter  
Bindfadenstrich.

Dann steigt er aufs Rad und fährt statt zur  
Arbeit geradewegs zur Polizei.

Denn, wer immer es war, wer immer es sei,  
einerlei, es war einer wie du und ich. Ein  
Mann, ein Gatte, ein Vater, ein Sohn, ein Ge-  
schöpf der Erde mit einem Herzen von Ton.

«Sei ihm gnädig, Herr!» betet er. Das ist alles,  
was er noch weiß.

Jetzt ist es vorbei.

Er selbst muß zur Arbeit, ums Brot, um den  
Brei. Denn kurz ist die Zeit  
im Scheinwerfer Gottes,  
der Ewigkeit!

## Der Tod und das Leben

Was weiß man schon, was weiß man vom  
Leben

und ach — wer sagt es mir schon — was weiß  
man vom Tod?

Beide schweben, sind ineinander verwoben,  
vermählt seit der Geburt.

Ach, was weiß man schon!

Was weiß ich, wie es damals war und gewesen,  
was früher einst war, lange bevor ich selber  
zu diesem Leben genesen.

Was weiß man schon?

Die Träume nur sind's, die deuten es an, doch  
keiner — nicht einer — vermag je ihr letztes  
Geheimnis zu lesen.

Bevor er es liest, ist auch er selber schon wie-  
der gewesen, gestorben, geboren:  
immer das eine, unteilbare, ewige, sich nie  
verstehende Wesen.

Ja, was weiß man schon!

Doch, muß man es wissen? Ist es so wichtig,  
was nichtig wie Wasser durch die Hände  
uns gleitet?

Laß es doch fließen! In den Fluß,  
in die Meere!

Kehre ein jeder dem Vor- und Nachher  
den Rücken.

Dem Augenblicke gilt es zu leben,  
sich an ihm zu entzücken!

In der Freude aufgehen, im Schmerze  
ersticken!

Was wissen wir schon! Laßt beides uns lieben!  
Den Tod und das Leben. Das Leben im Tode,  
im Tode das Leben!

So nur leben wir ganz, ohne zu fragen: was  
weiß man schon?

Soll man denn lügen?

Man weiß, daß man lebt, und das soll uns  
genügen!